

SCHUBART  
GESELLSCHAFT  
JAHRESGABE  
2020



Liebe Mitglieder der Schubart-Gesellschaft,

hinter uns liegt ein ereignisreiches Jahr, in dem wegen der Corona-Epidemie nicht alle Veranstaltungen durchgeführt werden konnten, wie wir es geplant hatten. Trotzdem war das vergangene Jahr für unsere Literaturgesellschaft erfolgreich. Wir konnten daran arbeiten, das Werk Schubarts zu sichten, zu sichern und der Öffentlichkeit zugänglich zu machen, wir konnten ein größeres Interesse an seinem Werk in der Öffentlichkeit wecken, Mitglieder gewinnen und unsere Finanzen konsolidieren. Erinnern möchte ich in diesem Zusammenhang an unsere Jahreshauptversammlung kurz vor den Einschränkungen des öffentlichen Lebens mit dem Koch Vincent Klink, werben möchte ich für die Podcast-Reihe unseres Stadtarchivars Dr. Georg Wendt und das schöne Spuren-Heft des Deutschen Literaturarchivs Marbach zu Schubart in Geislingen. Ich hoffe Sie haben viel Freude mit der diesjährigen Jahresgabe der Schubart-Gesellschaft. Es ist ein Faksimile jenes wichtigen Briefes, den Schubart kurz nach Antritt seiner Geislinger Stelle an seine Eltern in Aalen sendete. Er wird von Professorin Barbara Potthast (Stuttgart) und Professor Dirk Niefanger (Erlangen) ediert und für Sie kundig erläutert.

Herzliche Grüße

Thilo Rentschler  
1. Vorsitzender der Schubart-Gesellschaft  
und Oberbürgermeister der Stadt Aalen

Christian Friedrich Daniel Schubart an seine Eltern in Aalen  
am 6. November 1763

Geliebteste Eltern!

Ganz unvermuthet habe ich mich gestern zum Heirathen entschlossen, und nun schicke ich einen Extra Bothen, um den Consens der lieben Eltern einzuholen. Es ist die jüngste Tochter des hiesigen Herrn Oberzollers mit Nahmen Helena Bühlerin, eine geschikte und tugendhafte Jungfer, 19. Jahr alt, nicht allzu reich aber von einer Familie, die mein Glück auf die Zukunft vergrößern kann. Der hiesige H. Stadtschreiber ist des H.<sup>n</sup> Oberzollers Bruder, ein Mann, von dem meine Besoldung abhängt, u. von vielem Gewicht. Auf den Sonntag oder 8. Tag darauf werde ich meine erste Predigt thun, weil ich die Freiheit zu predigen von Ulm aus erhalten habe. Der alte Röbelen liegt so krank darnieder, daß er wohl schwehrlich mehr 8. Tage leben wird. -- -- In so wichtigen und intrassanten Umständen meines Lebens befehle ich meine Wege Gott, er wirds wohl machen. Darneben bitte ich um den Beistand meiner Eltern, den ich aber unverzügl. erwarte. Ich befehle mich ihrer Liebe und bin

Der lieben Eltern  
gehorsamer Sohn  
Christian

Der Hoff ist bezahlt.

Monsieur Schubart  
Monsieur de la Marche  
de Brin  
Aalen

Als Jahrgabe der Schubart-Gesellschaft 2020 liegt Ihnen ein ganz besonderer Brief von Christian Friedrich Daniel Schubart vor. Er wurde am 6. November 1763 in Geislingen verfasst und ist an seine Eltern in Aalen gerichtet. Nur wenige Tage zuvor von Aalen herkommend, hatte der 24-Jährige gerade sein Amt als Geislinger Hilfslehrer und Organist angetreten.

Ein Brief des 18. Jahrhunderts steckte nicht in einem Briefumschlag; man verwendete ein Blatt Papier, das als Couvert gefaltet wurde. Der eigentliche Brief wurde eingelegt, nicht mit gefaltet. Adressiert ist der Brief in französischer Sprache, wie damals üblich, nur an den Vater, den Pfarrvikar, Kantor und Lehrer Johann Jacob Schubart, obwohl er an beide Eltern gerichtet ist; als Anredeform verwendet Schubart ein doppeltes „Monsieur“ („Herr“), eins ergänzt die Präposition in der ersten Zeile, eins markiert die bürgerliche Stellung des Vaters. Nach dem Namen wird etwas umständlich sein Beruf angegeben, „Ministre de la Parole de Dieu“ (Pfarrer bzw. Prediger), und der Ort „Aalen“ notiert. Eine Straße und eine Hausnummer waren 1763 unnötig; der Bote konnte den Adressaten im verhältnismäßig überschaubaren Aalen leicht finden. Normalerweise übernahm in dieser Zeit der Empfänger die Postgebühren. Der Postillon rechnete einfach nach Erledigung seiner Aufgabe das Porto ab. Offenbar um seine nun gesicherte finanzielle Situation zu dokumentieren, hat Schubart auf der letzten Seite seines Schreibens notiert, dass er den Postboten schon bezahlt habe.

In seinem Brief berichtet der junge Schubart über lebensentscheidende Ereignisse, von der bevorstehenden Hochzeit mit Helene Bühler und von seiner ersten Predigt in oder in der Nähe von Geislingen. In der Stadt am Albaumstieg war er seit kurzem als Aushilfslehrer, als sogenannter Schuladjunkt, an der deutschen und lateinischen Schule tätig. Dem Brief entnehmen wir, dass ihm die Predigterlaubnis am neuen Arbeitsplatz wichtiger war als seine neue Tätigkeit als Lehrer, über die er merkwürdigerweise gar nichts erzählt. Er erwähnt lediglich den erkrankten Lehrer Georg Wilhelm Röbelen, den er an der Geislinger Schule vertritt. Das Predigtamt nimmt im Brief gleichwohl mehr Raum ein: Zum einen war sein Vater selbst Pfarrer, den es doch interessieren musste, dass der Sohn nun ein vergleichbares Amt ausübte. An diesen und nicht an den Präzeptor bzw. Lehrer richtet er ja sein Schreiben im Adressfeld. Zum anderen sah sich der junge Dichter offenbar selbst schon als wirkungsreichen Landpfarrer. Dies ging so weit, dass der ältere Schubart in seiner späteren Autobiographie seine Geislinger Ambitionen mit dem ländlichen Pfarrer von Wakesfield, Charles Primrose, einer seinerzeit sehr bekannten englischen Romanfigur, verglich. Der Roman *The Vicar of Wakesfield* von Oliver Goldsmith, schon 1761/62 geschrieben, erschien allerdings erst 1766, also einige Jahre nach dem Brief. Doch kann der späte Hinweis Schubarts aufklären, warum im Brief an die Eltern die Hochzeit mit dem Predigtamt zusammengebracht wird. Wie in Goldsmiths Roman geht es Schubart in dem Brief um die Etablierung einer geachteten bürgerlichen wie christlichen Existenz und die möchte er von den Eltern anerkannt wissen. Geislingen soll die biographische Wende, vor allem die private und ökonomische Eigenständigkeit, für den Briefschreiber bringen. Und diese wird mit der Hochzeit und dem offiziell bestätigten Predigtamt markiert. Schubart will nun endlich alles richtigmachen: Nur 10 Tage nach der Ankunft in Geislingen verlobt er sich mit Helene Bühler, die er kaum kennt. Sie war offenbar das, was man, etwas salopp, eine gute Partie nennen könnte. Sie stammte zwar nicht aus besonders reichen, aber aus gesicherten gut bürgerlichen Verhältnissen, denn ihr Vater, Johann Georg Bühler, war, wie wir im Brief lesen können, als „Oberzoller“, also als Oberzollmeister bzw. höherer städtischer Bediensteter des Geislinger Steueramtes, tätig. Der Bruder von Schubarts zukünftigem Schwiegervater, Johannes Bühler, fungierte zudem als Stadtschreiber und als unmittelbarer Vorgesetzter Schubarts. Auf diese Weise hatte er nicht nur gute Rahmenbedingungen an seiner neuen Arbeitsstelle, sondern auch Zugang zu den Honoratioren des kleinen Ortes. Schließlich kann man seine Etablierung in Geislingen auch an der Erteilung der Predigtlizenz durch die Ulmer Kirchenbehörde ablesen.

Seine Geislinger Ehefrau wählte Schubart also nach den damals üblichen Kriterien aus. Im 18. Jahrhundert folgen Bürger beim Heiraten rationalen, und das heißt vor allem wirtschaftlichen Überlegungen; das Ideal der romantischen Liebesheirat kommt erst einige Jahrzehnte später auf. Dabei war Schubart, kurz bevor er Aalen in Richtung Geislingen verlassen hatte, schwer verliebt gewesen – in Katharina Barbara Darm, die Tochter eines reichen, angesehenen Aalener Bürgers, für den eine Verbindung seiner Tochter mit dem arbeitslosen Studienabbrecher Schubart nicht in Frage kam. Vater Darm gab seine Katharina 1764 dem Aalener Stadtschreiber Heuchelin, sicherer Beamtengehalt inklusive. Im Brief an seine Eltern streicht Schubart die Vorteile seiner Geislinger Partie deutlich heraus. Es ist bezeichnend, dass er unmittelbar nach der Nachricht von seiner Verlobung auf seine weiteren beruflichen Aussichten zu sprechen kommt: Er erwähnt seine Ulmer Predigtlizenz und dass der Präzeptor Röbelen im Sterben liege, so dass Schubarts Beförderung zum Hauptlehrer nichts mehr im Weg stehe. Übrigens starb Röbelen erst, als Schubart Geislingen wieder verlassen hatte. Mit „Glück auf die Zukunft“ meint Schubart in seinem Brief ein bescheidenes bürgerliches Familienleben mit sicherem Einkommen und partnerschaftlicher Arbeitsteilung. Blickt man auf seine weitere Lebensgeschichte, erscheinen diese Zeilen fast wie eine Beschwörung, denn sein Ideal von geordneten bürgerlichen Verhältnissen scheidet schnell und führt in eine langanhaltende Familienkatastrophe. „Es war die Verbindung des Sturms mit der Stille, der feurigen Thorheit mit der abgekühlten Vernunft, der Anarchie mit der Ordnung“, schreibt Schubart später über seine Ehe, die Schuld für deren Krisen bei sich suchend. Tatsächlich reicht sein guter Wille für ein kleinbürgerliches Hilfslehredasein am nördlichen Albrand nicht weit.

Seht her: Ich stehe endlich fest auf eigenen Füßen! – so lautet die verborgene, aber unüberhörbare Botschaft in Schubarts Brief an die Eltern in Aalen. Nach einem abgebrochenen Studium war er die letzten dreieinhalb Jahre bei ihnen untergekommen und hatte verzweifelt nach einem Brotberuf oder einer Verdienstmöglichkeit für sich gesucht. In Erlangen, seinem Studienort, hatte er statt Theologie zu studieren ein wildes Leben geführt; er hatte Musik gemacht, getrunken, gefeiert, geliebt, gedichtet und sich ordentlich verschuldet. Sein Vater, der mit seinem kleinen Gehalt fünf Kinder durchzubringen hatte und sich das Geld für das Studium des hochtalentierten Sohnes mühsam absparte, musste nach Erlangen reisen, um den Sohn aus dem Karzer zu holen und dessen Schulden zu bezahlen. Er war der verlorene Sohn seiner Eltern, ihr Lieblingskind, dessen außerordentliche Begabungen in der Musik und der Literatur sich bereits in seinen Kinderjahren gezeigt hatten. „Er hat Gaben für zehn“, schrieb Johann Jacob einmal über seinen Sohn Christian. Dreieinhalb Jahre versuchte Schubart vergeblich, in der Umgebung von Aalen eine Arbeitsstelle, Förderer oder Mäzene zu finden. Hin und wieder trieb er eine befristete Stelle als Hauslehrer oder Aushilfsprediger auf und konnte dann etwas zur Haushaltskasse beisteuern. Am 3. August 1763 – Aussichten auf die Stelle in Geislingen gab es zu diesem Zeitpunkt noch nicht – schickte er seinem Schwager, dem Theologen und Schriftsteller Christian Gottfried Böckh, folgendes Gedicht, das später unter dem Titel *Schubart's Leben* in verschiedenen Gedichtausgaben gedruckt wurde:

O Leben, klein Geschenk, wenn dich mein Geist durchdenket,  
Mir nichts, als eine lange Nacht!  
Dein hoffnungsreicher Lenz, der andern Rosen schenket,  
Hat nichts als Dornen mir gebracht.

Mein Morgen gieng hervor, verhüllt in Finsternissen,  
Mein Mittag, ohne Sonnenschein;  
Und, Gott, darf ich von da auf meinen Abend schließen,  
Wie trüb, wie traurig wird er seyn.

Wie schwer ists in der Welt, sich Gönner zu erwecken!  
Zwingt mich ein trauriges Geschick  
Wie Satans Bild, krummschleichend Staub zu lecken?  
Grausamer Weg zu meinem Glück!

Es schüttelt jeder Tag von seinen leichten Schwingen  
Für Thoren oft ein Glück herab,  
Der Himmel läßt mich nur brotlose Lieder singen –  
Und zeigt mir späten Trost – das Grab.

Das Gedicht gehört vielleicht nicht zu Schubarts literarischen Höchstleistungen, ist aber als autobiographisches Zeugnis eindrucksvoll. Schubart spricht hier von seinem Lebenskonflikt, der ihm schon mit Anfang 20 deutlich vor Augen steht: „brotlose Lieder zu singen“. Als Dichter bleibe einem das Lebensglück versagt, denn Gönner seien selten. Das Gedicht ist Ausdruck einer tiefen Depression; das Ich spricht von einem Leben voll Finsternis und Qual, es sehnt sich nach dem Tod. Vor diesem Hintergrund wird Schubarts Brief an die Eltern vom 7. November 1763 als Ausdruck des verzweifelten Versuchs lesbar, es ihnen mit einem bürgerlichen Glücksmodell recht zu machen. Der Zwiespalt zwischen bürgerlicher und freier künstlerischer Existenz ist typisch für die Schriftsteller des ausgehenden 18. Jahrhunderts, als der literarische Markt gerade erst im Entstehen war und Autoren noch nicht vom Verkauf ihrer Bücher leben konnten. Auf der anderen Seite waren sie durch die Aufklärung geprägt, wollten in Freiheit schreiben und kritisieren dürfen und unabhängig bleiben von fürstlichen Geldgebern. Schon als junger Mann empfindet Schubart diesen Widerspruch für sich als zutiefst existenziell, als Konflikt auf Leben und Tod. Sein weiterer Lebensweg wird ihm recht geben.

Der etwas formelhafte Schluss des Briefes scheint dies zu ahnen. Er enthält zum einen eine Anspielung auf Psalm 37, Vers 5 („Befiehl dem Herrn deine Wege und hoffe auf ihn; er wird's wohl machen“) und die Bitte um den elterlichen Segen. So kann Schubart mit Blick auf den gemeinsamen christlichen Hintergrund den familiären Zusammenhalt heraufbeschwören. Gleichzeitig setzt er seine Eltern in die moralische Pflicht, seiner Eigenständigkeit zuzustimmen und ihn auf seinem Weg zu unterstützen. Recht selbstbewusst wirkt dabei das Adverb „unverzüglich“, versöhnlich hingegen die Abschiedsformel mit der doppelten Betonung der Liebe.

B.P./D.N.

8.

Liebstem Eltern!

Ich bin nunmehr fest auf  
meinen Füßen, und ich  
dankte Gott für die  
Gaben die er mir  
gegeben hat. Ich bin  
nunmehr ein bürgerlicher  
Mann, und ich danke  
Ihnen für die Liebe die  
Sie mir entgegen bringen.  
Ich bin nunmehr ein  
glücklicher Mann, und ich  
danke Ihnen für die  
Fürsorge die Sie mir  
gegenüber haben.  
Ich bin nunmehr ein  
ruhiger Mann, und ich  
danke Ihnen für die  
Tröstung die Sie mir  
gegenüber haben.  
Ich bin nunmehr ein  
glücklicher Mann, und ich  
danke Ihnen für die  
Fürsorge die Sie mir  
gegenüber haben.

Ich bin nunmehr fest auf  
meinen Füßen, und ich  
dankte Gott für die  
Gaben die er mir  
gegeben hat. Ich bin  
nunmehr ein bürgerlicher  
Mann, und ich danke  
Ihnen für die Liebe die  
Sie mir entgegen bringen.  
Ich bin nunmehr ein  
glücklicher Mann, und ich  
danke Ihnen für die  
Fürsorge die Sie mir  
gegenüber haben.  
Ich bin nunmehr ein  
ruhiger Mann, und ich  
danke Ihnen für die  
Tröstung die Sie mir  
gegenüber haben.  
Ich bin nunmehr ein  
glücklicher Mann, und ich  
danke Ihnen für die  
Fürsorge die Sie mir  
gegenüber haben.

Diener eurer  
lieben Eltern  
Christian  
1763.

Christian  
1763.